

teils als Vorträge (so Julio de Santa Ana, Brasilien, zum Thema „Geist der Wahrheit – mach uns frei“, Elizabeth Templeton, Schottland, zum Thema „Versöhnungsauftrag der Kirche“, Bischof Ambrosius, Finnland, zum Thema „Heiliger Geist – verwandle und heilige uns“), teils als Bibelarbeiten (von Elsa Tamez, Costa Rica und von Miroslav Heryan, Tschechoslowakei) oder auch als Erfahrungsbericht (Günter Krusche, Berlin-Brandenburg). Es bleibt haften, wie Santa Ana von Freiheit angesichts der globalen Macht des Marktes spricht, wie Templeton die Lehre von der Versöhnung als Infragestellung aller ihrer instinktiven Bündnisse und parteiischen Zugehörigkeiten – insbesondere derer, die sie für redlich hält – empfindet, wie Krusche im konziliaren Prozeß erfahren hat, daß der Geist lebendig macht.

Zum „konziliaren Prozeß“ trugen Christen und Nichtchristen Erfahrungen bei, z. B. von den unendlichen Mühen der Menschen in Nicaragua, mit der Hinterlassenschaft von Ausbeutung des Südens durch den Norden fertigzuwerden; vom Widerstand einer ökumenischen Gruppe junger Erwachsener auf den Marshallinseln gegen die Zerstörung ihrer Kultur und ihres Lebensstils, von Konfliktlösungen durch Gründung eines „Rates der Verständigung“ im Süden Indiens.

Dokumentiert sind Predigten, einige Botschaften und Ansprachen, schließlich auch die beiden Plenarveranstaltungen zur Ökumenischen Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ und zum Schicksal der Aborigines „Landrechte und Identität“.

Auf einer Vollversammlung kommt nicht nur Neues zu Wort – auch schon Gesagtes einander richtig zuzuordnen und so den Stand der ökumenischen Debatte festzuhalten, ist Sinn dieses

Treffens. Dazu gehört, was in diesem Beiheft dokumentiert ist.

Jürgen Schroer

HIERARCHIE DER WAHRHEITEN

Henk Witte, „Alnaargelang hun band met het fundament van het christelijk geloof verschillend is“ – Wording en verwerking van de uitspraak over de ‚hierarchy‘ van waarheden van Vaticanum II. Tilburg University Press 1986, Teil I bis S. 312 (+ I–XII), Teil II Seite 313–394.

Welche Lehraussagen für ein Zusammenwachsen der Kirchen oder doch den Weg zu ihrer gegenseitigen Anerkennung von grundlegender Bedeutung sind und wer einen solchen „Kanon“ und die Rangordnung innerhalb desselben festlegt, das sind die Fragen, mit denen sich Witte, Dozent für Ekklesiologie und Vorstandsmitglied des diözesanen Pastoralzentrums des Bistums s’Hertogenbosch, in seiner Dissertation beschäftigt. Sie ist in niederländischer Sprache geschrieben und in einem 4 ½ seitigen englischen „Summary“ zusammengefaßt.

Mit großer Sorgfalt hat Witte die konziliare Entstehungsgeschichte jenes im Abschnitt 11 des Ökumenismusdekrets des II. Vatikanums in der Schlußfassung eingefügten Satzes von 20 Wörtern untersucht, der von einer Rangordnung oder „Hierarchie“ der Wahrheiten in ihrem Verhältnis zum Fundament des christlichen Glaubens spricht, an der sich römisch-katholische Theologen in vergleichenden Lehrgesprächen mit anderen Kirchen orientieren sollten (Kap I und II bis S. 100). In einem weiteren Kapitel versucht er dann anhand der übrigen Aussagen des Konzils zu klären, ob und wie die Formel vom „Funda-

ment des christlichen Glaubens“ inhaltlich gefüllt ist, wobei er auch dem Selbstverständnis des Konzils als Subjekt der Aussagen nachgeht. Zwei weitere Kapitel untersuchen die Bedeutung und Auswirkung der Formel in der eigenen ökumenischen Arbeit und den ökumenischen Dialogen Roms während der ersten 20 Jahre nach dem Konzil.

Aufschlußreich ist, daß auch die Aufarbeitung der Konzilsmaterialien, die erst nach Ulrich Valeskes 1968 erschienener Studie über diesen Hinweis im Ökumenismusdekret („Hierarchia Veritatum“) veröffentlicht wurden, eine eindeutige inhaltliche Füllung dieser Hierarchieformel ebensowenig zu liefern vermag, wie sie dem Deutschen Ökumenischen Studienausschuß in seiner 1974 erschienenen Studie über „Konziliarität und Konzil“ möglich erschien. Witte sieht den Grund dafür in einer Akzent- und Gewichtsverschiebung von materiell-qualitativen zu formal-quantitativen Maßstäben, und zwar als Reaktion auf Anfragen an den Rang insbesondere der neueren Mariendogmen und des Unfehlbarkeitsdogmas in den zwischenkirchlichen Dialogen, aber auch von eigenen Theologen wie z. B. Hans Küng.

Während die Frage nach dem Fundament des Glaubens sich wenigstens annähernd durch den Hinweis auf die zentrale Bedeutung des Mysteriums Christi, seines Sühnetodes, seiner Auferstehung und Herrschaft beantworten läßt, kommt auch Witte hinsichtlich der Rangordnung der Glaubenswahrheiten nicht zu einer klaren und verbindlichen Antwort. So bleibt die Formel nebelhaft, damit aber auch die Antwort darauf, wer denn solche Hierarchie festlegt. Zumindest eine der Ursachen dafür dürfte im ekklesiologischen Selbstverständnis Roms liegen, aufgrund dessen die „doctrina catholica“ (und die ist

offenbar römisch-katholisch zu verstehen) – trotz oder auch ohne Konzilsvorlauf – letztlich vom Papst festgelegt wird. Nach dem II. Vatikanum aber konnte man sich aus den vorgenannten Gründen zunehmend weniger entschließen, etwa die Mariendogmen oder das Unfehlbarkeitsdogma in einen niedrigeren Rang als die christologischen Dogmen einzustufen, wollte vielmehr in der Summe der Lehre Differenzierungen nicht zulassen. Es ist demnach schon kaum noch eine Frage, ob die ökumenische Aufbruchsunruhe der frühen 60er Jahre in der Folgegeneration Zug um Zug – trotz Dialogen und einer gemeinsamen Arbeitsgruppe mit dem ÖRK – wieder in identitätsbewahrende Bahnen einer Kirche gelenkt worden ist, die allgemein-unbestimmte Formeln vorzieht, um sie den jeweiligen „Bedürfnissen“ und „Notwendigkeiten“ entsprechend benutzen und füllen zu können. Der von Witte ausführlich referierte Dialog mit den Anglikanern (S. 226ff) ist dafür ein typisches Beispiel.

Neben anderen referierten Versuchen dürfte besonders K. Rahners im Schlußkapitel zitierte Unterscheidung zwischen einer „objektiven“ (auf die innere Ordnung der Glaubenswirklichkeit selbst bezogenen) und einer „subjektiven“ (den tatsächlichen Nachvollzug, also die Rezeption durch die Gläubigen in Blick nehmenden) Wahrheitshierarchie für den weiteren gesamtökumenischen Weg ebenso gewichtig sein wie P. Lengfelds – ebenfalls dort erörterte „Kollusions-Theorie“ als Leitlinie für ökumenische Prozesse, die Identität, Tradition und soziale Realität der Partner einzubeziehen versucht.

Daß alle – z. T. umfangreichen – Fußnoten der Arbeit samt einer umfangreichen Bibliographie, übrigens mit vielen deutschen und einer beachtlichen Anzahl protestantischer Autoren und einem

Personenregister erst in einem, wenn auch fortlaufend paginierten 2. Band dem Text folgen, ist leider bei der Lektüre dieser Arbeit nicht sonderlich hilfreich.

Lothar Coenen

Hans-Martin Barth, Sehnsucht nach den Heiligen? Verborgene Quellen ökumenischer Spiritualität. Quell Verlag, Stuttgart 1992. 167 Seiten. Kt. DM 19,80.

„Soll man an der Wende zum dritten Jahrtausend die Heiligen begrüßen oder sie nunmehr endgültig verabschieden?“ (S. 8) – dieser Leitfrage möchte sich Hans-Martin Barth widmen. Daß angesichts des wachsenden Bedürfnisses einer Identitätsvergewisserung (S. 9) gerade das ökumenisch so relevante Thema der Heiligen-Bilder aktuelle Aufmerksamkeit beanspruchen kann, belegt Barth mit dem Hinweis, daß es bei der Frage nach den Heiligen „letztlich um das christliche Konzept von Mensch-Sein – im individuellen und im sozialen Bereich“ (S. 22) geht.

Nach der Bestandsaufnahme „Die Heiligen kommen wieder“ (S. 8–23) wendet sich der Verfasser in historischer Perspektive den „Probleme(n) beim Umgang mit den Heiligen“ (S. 24–51) zu. Er deutet ihren Erfahrungsgehalt als „Symbole des Menschlichen“ (S. 27ff), verschweigt jedoch auch nicht jene befremdliche Seite, die sich vor allem im Reliquienkult (vgl. S. 42) zeigen würde.

Besondere Relevanz hinsichtlich der ökumenischen Verständigungsbemühungen dürfen die beiden folgenden Kapitel beanspruchen. Den „Streit um die Heiligen“ (S. 52–89) sieht Barth aus protestantischer Perspektive vor allem darin begründet, daß neben der Bibel als exklusiver Bezugsgröße des Glaubens eine

positive Funktion von Heiligen für die Frömmigkeit kaum denkbar ist (S. 52). Einer Analyse des biblischen Erbes folgt die Darlegung der „reformatorischen Perspektive“, worunter vor allem Luthers Stellung zur Heiligenverehrung seiner Zeit verstanden wird. Luthers Intentionsziele darauf: „Der Heilige auf Erden ist derjenige, der im Gehorsam gegenüber Gottes Wort für seine Mitmenschen tätig wird“ (S. 76). Der besondere Verdienst von Barth liegt dann in dem Versuch, die Möglichkeit „eine(r) evangelische(n) Theologie der Heiligen“ (S. 90–123) zu untersuchen. Für das ökumenische Gespräch ist ja schließlich eine Grundvoraussetzung, daß alle Gesprächspartner über eine reflektierte Vorstellung von dem diskutierten Gegenstand verfügen. Barth: „Eine ökumenische Chance könnte heute darin liegen, daß evangelische Theologie ihren eigenen Begriff des Heiligen definiert und ins Spiel bringt. Die Christenheit – ich würde sogar sagen: die Menschheit – braucht ein neues Profil des Heiligen.“ (S. 98). Dabei geht es aus protestantischer Sicht darum, einerseits dem Menschen nicht „neue psychische oder moralische Bürden aufzuladen“, andererseits Perspektiven eines radikalen christlichen Engagements aufzuzeigen (ebd.). In diesem Kontext wird auf die Rechtfertigungslehre als zentralem Leitgedanken auch für die Entfaltung eines protestantischen Bildes vom Heiligen verwiesen. „Der Heilige im Sinn der Reformation ist in erster Linie Zeuge für Gottes gnädige, frei machende Gegenwart.“ (S. 130). Die Verknüpfung dieser Grundlage eines bestimmten Lebensstils mit der Rückbesinnung auf den „unendlich reichen Schatz an Erfahrungen“ (S. 131), den die Heiligen hinterlassen haben, gilt es praktisch-theologisch zu nutzen. Im Kapitel „Angemessener Umgang mit den Heiligen“ (S. 124–143)